

# ZÜRICH, Massachusetts

«Wir können nicht zulassen, dass die Schweiz zum Massachusetts Europas wird!», appellierte der Rektor der Universität Wien zu Beginn des Semesters – dies als Beitrag zur Diskussion von Universitätsreform und Elite-Universitäten in Österreich. Massachusetts zeichne sich durch die höchste Dichte an Top-Universitäten in den USA aus und die Schweiz habe grosse Ambitionen, diese Position innerhalb Europas einzunehmen: «Wenn man die Anstrengungen der ETH Zürich, der Universitäten Zürich, Genf und Basel ansieht – und die sind alle schon unter den Top-100-Universitäten im weltweiten Uni-Ranking der Shanghai Jiao Tong University –, dann sieht man deutlich, dass sie künftig das Mekka der europäischen Universitätslandschaft sein wollen.»

Amerikanische Vor- oder Feindbilder zu verwenden ist heikel und hat in Österreich eine prominent-pikante Vorgeschichte. «Wien darf nicht Chicago werden!», hiess es als sicherheitspolitische Warnung vor einigen Jahren auf Plakatständern der rechtspopulistischen FPÖ. Dies löste heftige Diskussionen um Gesetz & Ordnung, Angstmacherparolen und natürlich auch über Chicago aus. Wenn ich mich recht entsinne, gipfelte dies in einer Entschuldigung bei Chicago.

Auch der Universitätsrektor musste für seinen Appell umgehend die Kritik eines kürzlich frühpensionierten streitbaren Sektionschefs des Wissenschaftsministeriums einstecken, der ebenfalls US-Zustände bemühte: «Sehr geehrter Herr Rektor, wie wollen Sie denn verhindern, dass die Schweiz zum Massachusetts Europas wird? Für die österreichische Wissenschaftspolitik ist in allen Instanzen doch offenkundig ein anderer US-Bundesstaat Vorbild, nämlich Texas – mit dem Leitspruch: «Erst schießen, dann denken.»

Damit charakterisierte er die jüngst stattgefundene Universitätsreform, die Art und Weise der Auslagerung der österreichischen Universitäten in die Selbstständigkeit und die dadurch ausgelösten Probleme, unter denen auch das Wiener Publizistik- und Kommunikationswissenschaftsinstitut genau so mächtig wie öffentlichkeitswirksam leidet. Der mediale Schlagabtausch zwischen Ministerium und Universitätsinstitut ist bereits legendär. So monierte die zuständige Ministerin in einer Pressekonferenz, es gäbe nur «ein Institut namens Publizistik, wo jedes Semester dasselbe Theater stattfindet.» Das liege jedoch am Institutsleiter, der «seine Hausaufgaben nicht macht». Der «ausgeschimpfte» Institutsleiter betonte daraufhin laut Pressebericht, er habe schon als Schüler immer brav alle seine Hausaufgaben gemacht, er habe den Unterricht nie gestört, habe keine Comics unter der Bank gelesen und sei auch nie ins Eck gestellt worden.

Was hat dieser kurze Einblick in Sittenbild und Kommunikationskultur Österreichs mit meiner Gastprofessur in Zürich zu tun?

Gegen zwei nun möglicherweise auftauchende Unterstellungen wehre ich mich vehement: Weder befinde ich mich auf einer Fact-Finding-Mission über das Erfolgsgeheimnis Schweizer Universitäten im Auftrag des Rektors. Dazu gibt es kein Mandat. Noch soll ich mit meiner Gastprofessur – wie nur die Bösestigen unter Ihnen vermuten mögen – im österreichischen Interesse einen Beitrag dazu leisten, dass die Schweiz nicht zum universitären Massachusetts mutiert.

Würde mich der Universitätsrektor aber nach meinen Erfahrungen in der Schweiz fragen, so könnte ich ihm seine Ängste nicht nehmen. Im Gegenteil, aus der Mikroperspektive der Andreasstrasse müsste ich die von ihm geäusserten Befürchtungen bestärken und in seinem Sinne unterstreichen, dass die Zürcher Situation durchaus als Herausforderung für die österreichische Hochschulpolitik gesehen werden kann. Ich habe jedenfalls in Zürich Vorbildhaftes in punkto Ausstattung, Lehrangebot, Organisation, Support und Arbeitsplatzbedingungen erlebt – Danke IPMZ! – und das nicht nur im Vergleich zu österreichischen Zuständen. Wie hinlänglich bekannt, herrschen insbesondere am Wiener Institut für Publizistik- und Kommunikationswissenschaft untragbare Zustände, was bei einer

handvoll Professoren für etwa 6500 Studierende auch nicht weiter verwundert. In Zürich sind es bei höherem Gesamtlehrpersonalstand rund 2000 Studierende. Aber auch im Vergleich mit anderen Stationen meiner beruflichen Tätigkeit, darunter auch in den USA, kurz sogar in Massachusetts, muss sich Zürich nicht verstecken.

Gerade aus der Sicht des Lehrenden für Medienökonomie können die Zustände am IPMZ auch zum Nachteil reichen. Denn Wiener Publizistikstudierenden muss man das in der Ökonomie zentrale Phänomen der Knappheit und das dementsprechende Verhalten des Homo Oeconomicus nicht lange erklären. Ein kurzer Verweis auf den alltäglichen Kampf um Sitz- oder gar um Stehplätze bei Vorlesungen, um Seminarplätze, die jedes Semester binnen Sekunden nach dem internetbasierenden Anmeldebeginn restlos ausgebucht sind, auf den akuten Mangel an Betreuern für die Abschlussarbeit, und das bei gleichzeitiger Einführung von Studiengebühren, reicht in der Regel voll und ganz. Da erscheint es als ausgleichende Gerechtigkeit, dass es dafür in Wien oft an der technischen Ausstattung für die Lehre fehlt, um Wissen auch adäquat und zeiteffizient vermitteln zu können.

Soll das ein Plädoyer dafür sein, dass die Zürcher Studierenden sich nicht beschweren und «keine blöden Fragen stellen» (übrigens auch einmal ein österreichischer Wahlkampflogan), sondern voll zufrieden sein sollen? Selbstverständlich nicht und ich will mit gutem Beispiel vorangehen. Denn es gibt da einen von mir geschätzten Wiener Wesenszug mit eigenem Charme: Jammern auf hohem Niveau. Dafür findet sich immer Anlass. Und wenn es aus der Sicht des Gastprofessors auch nach längerem Nachdenken bloss das «Leben im Schaufenster» ist, sowohl im Büro als auch in der Wohnung. Meine Anregung: mehr Licht, Luft und Privatsphäre für Gastprofessoren.

Auf den sich aufdrängenden allgemeinen Städtevergleich Wien-Zürich verzichte ich trotz langjähriger, familiär bedingter Vertrautheit mit beiden Städten, und verweise auf die wöchentliche Kolumne von Doris Knecht im Tagesanzeiger, beziehungsweise auf die Lektüre des daraus resultierenden Buches.

Ich will es nicht länger leugnen. Auch wenn es nicht die Fact-Finding-Mission ist, so gibt es doch eine Hidden Agenda, die ich neben der Vermittlung von Medienökonomie, -politik und -technik verfolge. Ich bin hier in Zürich mit grossen ausseruniversitären Zielen angetreten: Ich will Zürich besser kennen als meine Frau, eine geborene Zürcherin im österreichischen Asyl. Damit soll auch einem alten Ehe-Streitpunkt endgültig ein Ende gesetzt werden: Ist Zürich nun eine Grossstadt? Aber so weit bin ich trotz engagierter Recherche noch nicht. Denn diese Rückschau ist aufgrund des Abgabetermins Ende November (ein Zeichen der guten Organisation des IPMZ) eigentlich auch eine Vorschau. Aber eines weiss ich bereits jetzt. Zürich hat sich in den letzten Jahrzehnten gewaltig verändert. Aus meiner Sicht zum Positiven. Ist im Zuge dieses Veränderungsprozesses, der auch unter dem Aspekt der Amerikanisierung betrachtet wird, vielleicht doch dem Appell des Rektors beizupflichten, dass aus der Schweiz, mit Zürich als «Downtown Switzerland», nicht Massachusetts wird?

Michael Latzer